

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Hélène Gestern

DER DUFT
DES
WALDES

ROMAN

*Aus dem Französischen
von Brigitte Große
und Patricia Klobusiczky*

S. FISCHER

Beide Übersetzerinnen danken dem Deutschen Übersetzerfonds
für die großzügige Förderung ihrer Arbeit.

Die Sonette auf den Seiten 217, 436–437 und 700
übersetzten Juliette Aubert und Mirko Bonn .



Erschienen bei S. FISCHER
2. Auflage August 2019

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
›L'odeur de la forêt‹ bei Arléa, Paris
  Arléa, Paris 2016

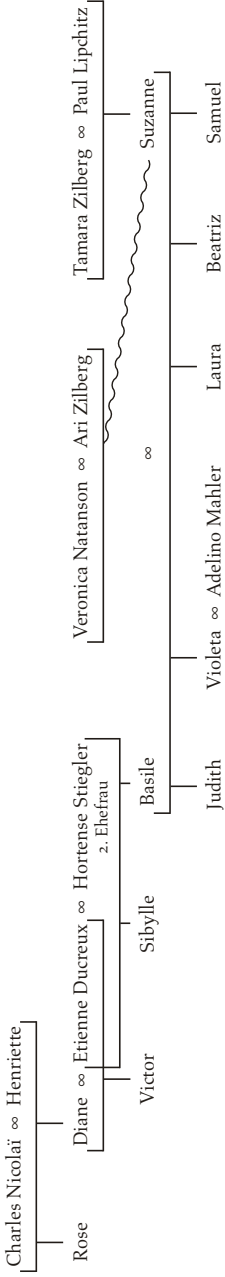
F r die deutschsprachige Ausgabe:
  2018 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: D rlemann Satz, Lemf rde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397343-3

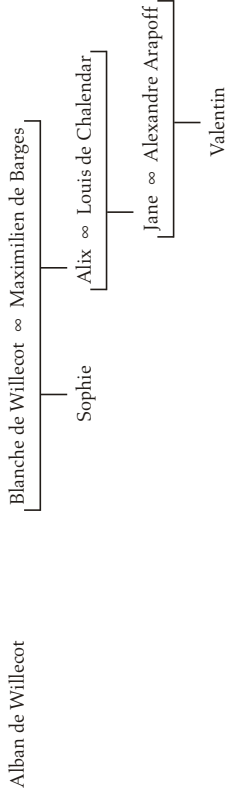
»Und seit diesem Tag weiche ich meinen Schatten.«

JULES SUPERVIELLE, *Les Amis inconnus*

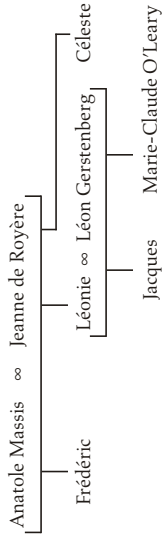
Famille Ducreux



Famille de Willecot



Famille Massis



I

Silberlicht

Ich werde von schrillen Stimmen geweckt, einem viel zu lauten Lachen über eine Anekdote, die ein Mann lallend erzählt. Dieser Lärm, der um drei Uhr morgens von der Straße dringt, durchbricht die Nachtruhe, Fragmente der Gegenwart mischen sich mit Fetzen meines Traums, so dass der gespenstische Alban in meinem Innenhof erscheint, wo er nichts zu suchen hat. Das Gelächter, die knallenden Fensterläden von unsanft geweckten Nachbarn verscheuchen endgültig den Schlaf, in den ich ein paar Stunden zuvor gesunken bin, von Medikamenten betäubt. Wie fast jede Nacht wälze ich meine Schlaflosigkeit hin und her und denke an dich. Wärest du hier gewesen, hätte ich mich an deinen Körper geschmiegt, mein Wachsein nach und nach vom Rhythmus deines Atems einlullen lassen, in der warmen Geborgenheit unseres gemeinsamen Bettes. Heute teile ich mir das Bett nur noch mit der nächtlichen Kälte, die mir in die Schultern beißt, die Beine, den Bauch, eigentlich alles, obwohl ich mich unter so vielen Decken verkrieche und auf den Anbruch eines neuen Tages warte, eines neuen Tages ohne dich.

Joigny, 22. August 1914

Mein lieber Anatole,

hoffentlich erreicht Dich mein erster Feldpostbrief ungehindert. Ich hätte Dir gern früher geschrieben, aber wir werden hier ständig auf Trab gehalten. Wir ziehen von Dorf zu Dorf, dabei marschieren wir nachts (gestern vierzehn Kilometer!), ehe wir biwakieren, um nicht angegriffen zu werden. So werden wir eben im Morgengrauen beschossen.

Die deutschen Truppen sind wendig und schnell. Vorgestern haben sie uns rücklings angegriffen und Fahrradsoldaten auf uns losgelassen, bei diesem Gefecht ist der Oberleutnant der Reserve ums Leben gekommen. Wir haben zwölf Mann verloren. Die Burschen in meiner Truppe sind tapfere Leute, fast alle Bauern, die harte Landarbeit gewohnt sind – und daher deutlich kräftiger als ich.

Es gibt auch ein paar Dickköpfe, aber der Krieg wird sie schon zur Vernunft bringen. Tatsächlich wissen wir alle nicht, was uns erwartet. Die Erschöpfung, die uns nach diesen rastlosen Tagen befällt, hat immerhin den Vorteil, uns an allzu vielen Grübeleien zu hindern.

Ich wüsste gern, wie es Dir geht, mein Lieber, und erwarte Deine Antwort voller Ungeduld.

Mit den herzlichsten Grüßen

Willecot

»Und?«, fragte meine Gastgeberin.

Mit ihren fleckigen Händen goss sie goldenen Tee in die Tasse aus Sèvres-Porzellan. Das Alter hatte sich ihnen bis in die kleinste Falte eingegraben, aber sie zitterten nicht. Behutsam faltete ich den Brief entlang des brüchigen Falzes zusammen und steckte ihn in das Album zurück, in dem er sonst ruhte. Das Papier war gefährlich dünn, obwohl es zum ersten Mal seit hundert Jahren wieder dem Licht ausgesetzt wurde. Ich zog die Handschuhe aus und fing den Blick von Alix de Chalendar auf.

»Und?«

Ich rieb mir den Nacken. Ich war es gewohnt, Fotoarchive unter die Lupe zu nehmen, bei meinem Beruf gehörte das zur Routine. Wenn ich Privatgutachten erstellte, geschah das häufig im Auftrag naiver oder geldgieriger Familien, die überzeugt waren, eine wahre Kostbarkeit zu besitzen; meistens entpuppte sie sich aber als eine Ansammlung von wertlosen Aufnahmen, ganz banalen Bildern, die höchstens in den Bestand eines Regionalarchivs Eingang finden würden. Das war hier nicht der Fall. Mir lag das Album eines *poilu* vor, eines Frontsoldaten, der während des Ersten Weltkriegs zweieinhalb Jahre lang Postkarten und selbstaufgenommene Fotos vom Alltag in den Schützengräben verschickt hatte. Außerdem hatte er fast jede Woche seiner Schwester geschrieben und dem berühmten postsymbolistischen Dichter Anatole Massis, der offenbar sein bester Freund gewesen war. Der Fundus war von unschätzbarem historischem Wert, ein solcher Schatz war mir im Lauf meines Berufslebens nur zwei- oder dreimal untergekommen. Das Institut musste diese Gelegenheit unbedingt beim Schopf ergreifen.

In solchen Fällen äußerte ich höfliches Interesse, ohne mich wirk-

lich festzulegen, als würde ich jenen, die mich zurate zogen, einen Gefallen tun, wenn ich anbot, den Fundus in unser Depot aufzunehmen. War die Begehrlichkeit geweckt, wurde es Zeit – und zwar erst dann –, das Ansehen des Instituts für Fotogesichtsschreibung des 20. Jahrhunderts hervorzuheben, seine hochmodernen Methoden der Konservierung, seine erstklassigen Wissenschaftler. Früher hatte mir dieses Spiel mit Unterstützung des Institutsleiters Eric Chavassieux viel Spaß gemacht. Alix de Chalendar hatte aber ein Alter erreicht, in dem zum Spielen keine Zeit bleibt, und ich steckte damals in einer Lebensphase, in der mir dazu jede Lust abhandengekommen war.

»Dieses Archiv ist einmalig«, sagte ich. »Es zeigt den Krieg ganz unmittelbar. Es ist aber auch eine Fundgrube für alle, die an Leben und Werk von Massis interessiert sind. Wissen Sie, wo die Antwortbriefe des Dichters abgeblieben sind?«

Porzellanklirren.

»Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass sie 1933 vernichtet wurden, als das Gutshaus von Othiermont brannte. Das Haus wurde danach wieder aufgebaut, aber meine Mutter sagte gern, dass das Feuer uns bis auf die Grundmauern alles geraubt hatte. Das war sicher ein bisschen übertrieben. Ich werde in einem anderen Haus nachsehen, das unserer Familie gehört, es liegt im Allier. Ich fahre sowieso nächsten Monat dorthin.«

Ich fragte mich, wie Alix de Chalendar, die so gebrechlich war, dass sie sich allem Anschein nach kaum auf den Beinen hielt, es überhaupt wagen konnte, ihre überheizte Wohnung in der Rue Pierre-I^{er}-de-Serbie zu verlassen.

»Und wie ist dieser Teil der Korrespondenz in Ihren Besitz gelangt?«

»Durch meine Mutter. Blanche. Nach dem Tod von Massis hat sie seine Kinder dazu gedrängt, ihr sämtliche Briefe von Alban zu übergeben. Und auch alle anderen, denen er geschrieben hatte. Sie erklärte, das sei das Einzige, das ihr von ihrem Bruder bleibe, seine Fotos und seine Briefe.«

Alix hob erneut die Teekanne und blickte mich fragend an. Ich

nickte. Als sich ihre Hand um den Henkel schloss, trat ein bläuliches Geflecht von Adern hervor und ließ das bisschen Fleisch verschwinden, das noch die Knochen bedeckte.

Die alte Dame nahm den Faden wieder auf: »Madame Bathori, ich bin neunundachtzig Jahre alt und weiß nicht, ob ich den nächsten Sommer noch erleben werde. Machen Sie mir einen Vorschlag.«

Ich überlegte. Viermal hatte ich Alix aufsuchen müssen, bevor sie sich bereit erklärte, mir die Bilder und die Korrespondenz ihres Onkels zu zeigen. Nun wollte sie offensichtlich ein Geschäft abschließen.

»Das Institut kann Ihnen die bestmögliche Konservierung garantieren. Unser Archivarenteam würde ein Inventar erstellen und jedes Dokument verschlagworten. Die Briefe würden digitalisiert werden, um eine möglichst sparsame und schonende Handhabung zu gewährleisten.«

Eine Vorführung schien nun angebracht. Alix sah zu, während ich mit dem Finger über mein Tablet wischte und Fotos von Manuskripten aufrief, die ich auf dem Touchscreen vergrößerte oder durchblätterte. Das Schauspiel langweilte sie schon nach wenigen Sekunden.

»Wer bekommt diese Briefe zu sehen?«

Eine erstaunliche Frage. An diesem Punkt hätte ich eher damit gerechnet, dass wir über Geld reden.

»Der Konservator, der das Inventar erstellt. Anschließend können interessierte Forscher von Fall zu Fall Einsicht beantragen, die Anträge legen wir Ihnen zur Genehmigung vor. Sie können auch für bestimmte Dokumente eine Sperrfrist verhängen und deren Dauer frei bestimmen.«

»Und nach meinem Tod?«

»Da empfiehlt es sich, einen Testamentsvollstrecker zu benennen, der auf die Einhaltung Ihrer Bestimmungen achtet.«

Die alte Dame schwieg nachdenklich.

Ich fühlte mich verpflichtet, ihr noch diesen Hinweis zu geben: »Massis ist einer der bedeutendsten französischen Dichter des 20. Jahrhunderts. Sobald Sie den Verkauf von Briefen, die an ihn gerichtet

sind, bekanntgeben, wird es Angebote hageln. Es gibt da amerikanische Bibliotheken, die bereit wären, Ihnen ein hübsches Sümmchen zu zahlen.«

Die alte Dame deutete ein Lächeln an.

»Sehr nett von Ihnen, aber ich denke nicht daran, die Briefe meines Onkels nach Amerika wegzugeben. In meinem Alter kommt es aufs Geld nicht mehr an.«

Normalerweise hätte ich diese Bemerkung höflich übergangen, aber seit du weg bist, denke ich manchmal laut. »Worauf kommt es denn an?«

Alix nahm offenbar keinen Anstoß an dieser unpassenden Frage. Sie fuhr fort, als hätte sie mich nicht gehört: »Schließen wir die Sache ab. Ich stifte diesen Fundus Ihrem Institut. Maître Terrasson, mein Notar, wird sich bei Ihnen melden. Aber nur unter zwei Bedingungen: Ich möchte eine verbindliche Zusage, dass das Inventar von Ihnen erstellt wird. Und Sie müssen bereit sein, als meine Testamentsvollstreckerin zu fungieren.«

Vor Verblüffung blieb mir der Mund offen stehen. Ich hätte mit allem gerechnet, nur nicht damit.

»Warum ich?«

»Ich habe nur noch einen Enkel, und der taugt nichts. Er hat seiner Mutter so viel Kummer bereitet, dass sie daran gestorben ist. So, wie ich ihn kenne, würde er die Fotos und Briefe meines Onkels verkaufen, um seine Spielschulden zu begleichen. Es ist mir nicht gelungen, meine Tochter vor ihm zu schützen. Aber ich werde nicht zulassen, dass dieser Nichtsnutz unser historisches Erbe verscherbelt.«

Sie hielt kurz inne und sagte dann: »Außerdem möchte ich, dass sich jemand an Alban und an meine Lieben erinnert. Das werden Sie viel besser machen als Alexandre.«

Als hätte ich nicht schon genug mit meinen eigenen Erinnerungen zu tun. Erinnerungen, die meine Nächte belasten, meine Tage auffressen, jede einzelne Stunde zersetzen. Erinnerungen, die ich manchmal am liebsten mit Hilfe von Tabletten auslöschen und dem Vergessen

anheimgeben würde. Die Stimme von Alix de Chalendar drang zu mir durch. Seltsamerweise war sie deutlich sanfter geworden.

»Madame Bathori, in meinem Alter geht es darum, den Abschied vorzubereiten. Es ist nur folgerichtig, vom Leben nichts mehr zu erwarten. In Ihrem Alter ist das allerdings eine unverzeihliche Sünde. Sie sollten es sich gut überlegen, ehe Sie mir eine Absage erteilen.«

Jean-Raphaël Terrasson, Alix' Notar im Allier, rief mich an einem Dienstagabend an, um mich über ihren Tod in Kenntnis zu setzen. Sie war im Juli gestorben, in ihrem Haus in Jaligny, in der Nähe der Besbre und der Bäume, die von ihrer Mutter gepflanzt worden waren. Das entsprach genau ihrem Wunsch, wie sie mir anvertraut hatte. Hoffentlich war sie friedlich entschlafen. Während ich das Inventar erstellte – sie hatte darauf bestanden, dass ich es in ihrem Beisein in der Rue Pierre-I^{er}-de-Serbie tat –, war mir diese Frau ans Herz gewachsen. Ihre stoische Haltung, die vielleicht mit dem hohen Alter zu tun hatte, die Ironie, mit der sie ihre Einsamkeit überspielte, ohne sich je zu beklagen, rührten mich. Darum stand ich an diesem Donnerstag im Morgengrauen auf und holte mein Auto aus der Tiefgarage. Ich war schon seit Monaten nicht mehr damit gefahren, und das Armaturenbrett war mit grauem Staub überzogen. Mir fielen die Kilometer ein, die wir gemeinsam zurückgelegt hatten, deine Hand, die eine CD in den Player schob und dann zärtlich mein Knie berührte. Die Erinnerungen, allgegenwärtig, unberechenbar, brachen sich mit verstörender Wucht Bahn, auch jetzt noch. Es war sechs Uhr morgens, über der noch leeren Stadtautobahn ging die Sonne auf, und ich fuhr in die Mitte Frankreichs, um eine uralte Dame zu begraben, mit der ich nur ein paar Monate lang Kontakt gehabt hatte. Doch um nichts in der Welt hätte ich mir diese Gelegenheit entgehen lassen, von ihr Abschied zu nehmen.

Ich fuhr bis Vichy. Die Landschaft des Bourbonnais tanzte im Licht, ein grünes Feuerwerk zu Ehren des Sommers. Ich folgte den Anweisungen meines Navis und fand auf Anhieb den Weg ins Dorf Jaligny. Am Eingang des Friedhofs wartete ein Küster, insgesamt waren wir etwa fünfzehn Trauergäste. Die meisten Freunde von Alix waren be-

stimmt schon tot, dachte ich. Da waren ein uraltes Ehepaar, einige Leute unterschiedlichen Alters, die vermutlich im Dorf wohnten, und ein schlecht rasierter Fünfzigjähriger mit unstemem Blick, dessen Anzug sich über den fülligen Leib spannte. Wahrscheinlich der ehrlose Enkel. Der Pfarrer, der die Familie offenbar gut gekannt hatte, hielt eine kurze Ansprache und brachte mit einfachen Worten zum Ausdruck, dass Alix eine aufrechte und mutige Frau gewesen war und dass sie die schweren Prüfungen, die ihr Leben prägten, mit Würde bewältigt hatte. Er erwähnte ihren Mann Louis und Jane, ihre innig geliebte Tochter, der sie nun ins Jenseits folgte. Bevor der Sarg in der Erde verschwand, warf jeder von uns eine weiße Rose darauf. Die Blumen hatten sich in der Morgensonne erwärmt und verströmten bereits einen penetranten Duft.

Als ich mit meiner Rose am Rande des Grabs stand und einer Frau, die ich kaum kannte, die letzte Ehre erwies, die ich dem Mann, den ich so gut kannte, nicht hatte erweisen dürfen, empfand ich sowohl Zerrissenheit als auch eine gewisse Ruhe.

Nach der Bestattung kam ein recht junger, hochgewachsener Mann auf mich zu, der sich vorhin noch ein Jackett über das cremefarbene Hemd geworfen und einen Schlips umgebunden hatte. Er trug einen blonden Dreitagebart und hätte ohne seine auffallend elegante, geradezu englische Haltung schlaksig gewirkt. Er stellte sich vor: Jean-Raphaël Terrasson, Notar. Obwohl ich seine Stimme von unserem Telefonat her wiedererkannte, konnte er mir die Verblüffung wohl an den Augen ablesen.

»Ich weiß, ich entspreche nicht dem Bild, das man sich von unserem Berufsstand macht.«

Ich hätte sein Lächeln gern erwidert, aber es gibt Tage, an denen es mir noch schwerer fällt als sonst, den passenden Gesichtsausdruck aufzulegen. Ich reichte ihm einfach die Hand.

»Elisabeth Bathori. Ich habe für Madame de Chalendar gearbeitet.«
Der Notar lächelte abermals.

»In den letzten Monaten hat Alix oft von Ihnen gesprochen.«

Seine Worte wärmten mir das Herz. Denn trotz der Sonne und der inzwischen schon drückenden Hitze hatte ich allmählich eine Art innere Kälte verspürt. Terrasson bat mich, ihn zu entschuldigen, und wandte sich ab, um sich vom Pfarrer zu verabschieden, der im Aufbruch begriffen war; dieser gab mir im Vorbeigehen die Hand, ohne einen Anflug von Neugier zu verhehlen. Der ungepflegte Fünfzigjährige wartete in einer Ecke, offensichtlich wollte er mit dem Notar reden, sobald dieser mit mir fertig wäre. Als der Pfarrer weg war, wandte sich Terrasson wieder mir zu.

»Sie fahren doch nicht gleich nach Paris zurück?«

Eigentlich wusste ich noch gar nicht, was ich tun würde. Ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: »Ich biete Ihnen an, das Testament heute Nachmittag um 14 Uhr zu verlesen.«

»Aber was habe ich damit zu tun?«

Terrassons Augen schienen zu funkeln.

»Wenn Sie kommen, werden Sie es schon erfahren.«

Für einen Notar war er tatsächlich alles andere als konventionell. Ein paar Schritte von uns entfernt zeigte der Enkel deutliche Anzeichen von Ungeduld.

»Hören Sie«, sagte der junge Mann, »ich rede jetzt kurz mit Monsieur Arapoff, und dann lade ich Sie zum Mittagessen ein, wenn Sie mögen. Einverstanden?«

Darauf war ich nicht gefasst. Das letzte Mal, dass ich mit einem Unbekannten gespeist hatte, war schon lange her. Angesichts meines Zögerns entschied er für mich.

»Rühren Sie sich nicht von der Stelle, ich bin gleich wieder da.«

Ich sah ihn mit großen Schritten auf den Enkel zugehen, mit dem er ein paar Worte wechselte. Unterdessen betrachtete ich die Gräberreihen mit ihren marmornen Kanten, die im Sonnenlicht glänzten. Die Stille wurde ab und an von Vogelgezwitscher unterbrochen, während der Duft des angrenzenden Waldes sich mit dem Geruch von Schnittblumen und Erde vermengte. Die Betrachtung der Toten, die in ihren Gräbern ruhten, ließ mich wieder an dich denken. Was hatte sie mit

dir gemacht? Ruhdest du auch an einem so hübschen und friedlichen Ort? Oder hatte man dich im Gegenteil in alle Winde verstreut, und wenn ja, wo? Ich empfand nichts, weder Hass noch Schmerz, nur eine innere Stille, gepaart mit einem Gefühl, das ich nicht sofort benennen konnte, einer Spur von Linderung, so widersinnig es auch anmutete, mitten im Juli, unter der sengenden Sonne, die bis in meine leere Seele vordrang.